



**Rezension zu: Hofmann, K. P., Meier, T., Mölders, D. & Schreiber, S. (Hrsg.) (2016). *Massendinghaltung in der Archäologie. Der Material Turn und die Ur- und Frühgeschichte*. Leiden: Sidestone Press. 388 Seiten, 46 Abbildungen. ISBN 978-90-8890-346-5.**

Caroline Heitz

„*Massendinghaltung*“ – Die eingängige Begriffskreation im Titel des zu besprechenden Bandes erinnert zunächst an industrielle Massentierhaltung und evoziert gleichzeitig das Bild von in Museumsdepots oder Warenhausregale gezwängte Riesenmengen an Dingen. Man fühlt sich irgendwie erappt, ist amüsiert – und leidet mit. Denn wir leben in einer Welt der Massenproduktion und Massenarchivierung von Dingen und Daten. Nicht nur, dass Menschen, Dinge und Daten im schnell wachsenden *Internet of Things* nun immer stärker miteinander verflochten werden. Die sozialen Medien wie auch das *Deep* und das *Dark Web* haben bereits weltweit zu einem neuen *Empowerment* der breiten Bevölkerung und zur Vernetzung von Gleichgesinnten jeder politischer Couleur geführt. In den sozialen Medien kann jeder *User* – ob privat oder institutionell – mit Wort und Bild Realität schaffen und für seine Sache Anhänger gewinnen. Das führt dazu, dass inzwischen über die angeblich anbrechende „*Post-Truth-Ära*“ diskutiert wird (KEYES 2004), denn wir sind mittlerweile nicht nur mit „*Post-faktischem*“, sondern auch mit „*alternative Facts*“<sup>1</sup> konfrontiert. In den neunzehntziger und neunzehneunziger Jahren wurde in einem relativ kleinen Kreis von Geisteswissenschaftlerinnen bereits kritisch über ‚Objektivität‘ und ‚Subjektivität‘, ‚Wahrheit‘, ‚Existenz‘ und ‚Faktizität‘ diskutiert, und zwar aus konstruktivistischer, nihilistischer, relativistischer – und im Fall der Archäologie – postprozessualer Position (KNAPP, 1996, 140-147; FAHLANDER, 2014). Heute wird in einer breiteren Öffentlichkeit darüber getwittert (*#alternatefacts*; *#PostTruth*) und gebloggt (beispielsweise PÖRKSEN, 2016; OGILVY, 2017<sup>2</sup>). Angesichts der Multivokalität in den „neuen Medien“ scheint nun ein Stück dieser postmodernen Diskussion darüber, ob es einen Fixpunkt jenseits subjektiver Perspektiven und damit eine absolute Wahrheit und Wirklichkeit der historischen Vergangenheit gibt, im gelebten Alltag angekommen zu sein. Was ist in einer solchen Zeit des angeblich Postfaktischen und der alternativen Fakten mit den ‚Artefakten‘, den ‚Objekten‘, den ‚Gegenständen‘, den ‚Dingen‘? Stehen sie außerhalb des unüberschaubaren Dickichts multipler

Perspektiven? Bieten handfeste Dinge prädiskursive Rettungsanker der Wahrheit und Wirklichkeit, an welchen wir uns festhalten können? Was tun wir mit den Dingen – und was tun sie mit uns? Wieso sammeln wir Dinge überhaupt und inwiefern macht das massenhafte Sammeln dabei einen Unterschied? Darauf hat die Archäologie einige Antworten zu bieten, die im hier rezensierten Sammelband diskutiert werden.

Der institutionelle Auftrag der Archäologie besteht nicht nur darin, die Dinge oder Dingfragmente vergangener Gesellschaften, also das „*Kulturerbe*“, zu bewahren (KRISCHOK, 2016; ZIMMERMANN & GEISLER [Hrsg.], 2016). Versteht man sie als „*objektgebundene Geschichtsschreibung*“, „*historische Kulturwissenschaft*“ oder als Teil der „*Material Culture Studies*“, geht es auch darum, anhand dieser Dinge die Vergangenheit zu (re-)konstruieren, Narrative dazu zu formulieren und allgemeineres Wissen über Mensch-Ding-Beziehungen zu generieren (VEIT, 2014, 250-259; SCHOLKMANN, 2014, 318-319; GEISMAR, MILLER, KÜCHLER, ROWLANDS & DRAZIN, 2014, 312-315). In diesem Bestreben werden archäologische Dinge und Daten gesammelt. Wie MÖLDERS in ihrem einführenden Artikel „*Massendinghaltung in der Archäologie: Prolog*“ (S. 9-21) feststellt, beginnt die Archäologie inzwischen, nach 150 Jahren des Sammelns, unter den Massen an Objekten zu leiden. Die Last des Restaurierens, Konservierens, Inventarisierens, Archivierens, Bewahrens und Erforschens strapazierte Arbeitskräfte, Raum und Budget archäologischer Institutionen. Dies müsse vermehrt thematisiert werden, um den Dingen Herr zu werden, die uns langsam über den Kopf wachsen (S. 10). Mit diesem Ziel entstanden die archäologischen, ethnologischen, soziologischen und theaterwissenschaftlichen Beiträge des Sammelbandes. Sie gingen aus Vorträgen der gleichnamigen Tagung hervor, welche im Rahmen der *Arbeitsgemeinschaft Theorien in der Archäologie* (AG TidA)<sup>3</sup> am 23.-25. Mai 2013 in Berlin stattfand. Bei Sidestone erschienen, sind die Texte auf der Internetseite des Verlages frei zugänglich, können als *E-Book* heruntergeladen oder über das *Print-on-Demand*-Verfahren als handfestes Buch gelesen werden. Die Herausgeberschaft setzt sich aus vier deutschen Archäologinnen zusammen: Kerstin P. Hofmann, Thomas Meier, Doreen Mölders und Stefan Schreiber. Sie gehören zum Vorstand oder zum Beirat der AG TidA und sind – von einer Ausnahme abgesehen – derzeit alle an deutschen Universitäten in der (Prähistorischen) Archäologie tätig. Ausschließlich Doreen Mölders kommt aus dem Museumswesen: Sie ist Sammlungsver-

Eingereicht: 29. März 2017  
angenommen: 30. März 2017  
online publiziert: 20. April 2017

Archäologische Informationen 40, 2017, 503-512  
Rezensionen

Veröffentlicht unter Lizenz CC BY 4.0

antwortliche am Staatlichen Museum für Archäologie in Chemnitz.

Die Frage „Ist Archäologie Massendinghaltung und wenn ja, warum?“ (S. 7), wie sie 2013 im Call zur Tagung formulierte wurde, wird in der Publikation in folgende, den Beiträgen zugrunde liegende Fragen übersetzt: Wieso werden (archäologische) Gegenstände gesammelt und wie könnten die überquellenden Magazine ‚entsammelt‘ werden? Eng damit verbunden ist die Frage: Welches Erkenntnispotenzial messen wir den Dingen überhaupt zu?

Da zwischen den Beiträgen zahlreiche inhaltliche Bezüge bestehen, können diese in unterschiedlicher Reihenfolgen gelesen und daher im Folgenden auch unabhängig von ihrer Position im Inhaltsverzeichnis besprochen werden.

Sammeln, das „Zusammentragen von Dingen“ (S. 24), identifiziert HANS PETER HAHN in seinem Beitrag „Sammlungen – Besondere Orte von Dingen“ (S. 23-41) als Konstante menschlichen Handelns, die in immer wieder anderen Handlungsmustern – vom subsistenzbasierten bis hin zum musealen Sammeln – vollzogen wird. Beim Eingang von Dingen in eine Sammlung transformieren sich bestehende Mensch-Ding-Beziehungen: den vorhergehenden Handlungs- und Bedeutungskontexten entledigt, werden die Dinge systematisch geordnet und mit einer Auswahl von bereits vorhandenen oder neu zugewiesenen Bedeutungen versehen (S. 27-28) sowie der Umgang mit ihnen normiert (S. 30). Dinge in Sammlungen sind somit „Ruinen“ und „Fragmente“ ihrer einstigen Kontexte (S. 32). Dadurch entstehen Freiräume für Aneignungen, neue Bedeutungszuweisungen und emotionale Bindungen. Die Sammlungen mit ihren Objekten werden so zur Projektionsfläche unterschiedlicher Identitäten – und sind damit instabile, fragile und ständigem Wandel unterworfen Konstrukte (S. 36). Sammler und Sammlung stünden damit, so Hahn, in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander, das mit einer breiten Palette an Emotionen einhergehe: vom Finder- und Sammlerglück über den Frust der immerwährenden Unvollständigkeit der Sammlungen und dem unlösbaren Problem der perfekten Ordnung bis hin zur Entfremdung und dem ‚Loswerdenwollen‘ von bestimmten Sammlungsstücken.

Archäologisches Sammeln ist nach REINHARD BERNBECK ein gesellschaftlich nicht sanktionierter Exzess, eine Sucht (S. 71) und damit eine Last, wie er es in seinem Beitrag „Akkumulation ist eine Suchtkrankheit“ und „Archäologie ist ihr Symptom“ (S. 71-92) schon mit dem Titel auf den Punkt bringt. Die historischen Anfänge des Problems sieht er im

subsistenzbasierten „Aufsammeln“ und Aufheben für später („Delayed Return“). Erst dieses „Ansammeln“ von Dingen könne in Maßlosigkeit ausufern. Besonders das nicht verbrauchsorientierte Ansammeln sei dabei auf Prestige bzw. symbolisches Kapital nach Pierre Bourdieu ausgerichtet (S. 72-73). Eine eigentliche ‚Akkumulation‘ von Dingen zwecks Investition trete hingegen erst seit der Renaissance mit dem merkantilen Kapitalismus in Form von Kuriositäten-Kabinetten auf (S. 74). Darauf folgte der episteme Drang während des Kolonialismus und der Aufklärung, „sich die Welt als Wissen anzueignen“. Auf diese Weise entstandene Sammlungen seien als „Materialisierung der Wissensbestände“ einer Gesellschaft anzusehen (S. 75-76). „Massendinghaltung“, eine gesteigerte Form der Akkumulation, sei erst – wie auch Hahn feststellt – im Zuge der Konsumgesellschaft entstanden, in welcher die Dinge weniger zu Gebrauchs- als Verbrauchsgütern werden und deren ostentativer Konsum mit unserer Subjektivierung einhergeht (S. 77-78). Museen – und damit auch archäologische Sammlungen – seien daher nichts anderes als „Denkmäler der Akkumulation, eine Monumentalisierung kapitalistischer Prinzipien“ (S. 80). Während BERNBECK die Bezüge zwischen Sammlung, Kapital und Macht ausleuchtet, zeigt RAIMUND KARL in seinem mit viel Witz und archäologischer Selbstironie geschriebenen Beitrag „My preciousssss... Zwanghaftes Horten, Epistemologie und sozial verhaltensgestörte Archäologie“ (S. 43-69) auf, wie heikel die Machtbalance zwischen Sammler und Sammlung ist. Mit ähnlichen Argumenten wie MÖLDERS und BERNBECK erkennt auch er in der heutigen Sammlungs-Praxis der „deutschsprachigen Archäologie“ ein Krankheitsbild und diagnostiziert mit Hilfe der Symptombeschreibung der *American Psychiatric Association* (APA) sogar eine psychische Störung, die des „zwanghaften Hortens“ (S. 45-46). Als Ursache dafür identifiziert er eine epistemologisch positivistisch ausgerichtete Wissenschaft: dem „Primat der Daten“ folgend meine diese, dass die Funde objektiv beobachtbare Evidenzen enthalten, wobei mittels systematischer Auswertung *aller* Quellen die „beste Wahrheit“ über die Vergangenheit zu haben sei (S. 52-53, 58-60). Vergessen dabei würde, dass wir es in der Archäologie immer nur mit Fragmenten vergangener Lebenswelten zu tun hätten (S. 61). Etwas knapp führt er aus, dass anstelle der Vollinduktion die Formulierung von Hypothesen sowie deren Verifi- und Falsifizierung anhand von Stichproben viel zielführendere erkenntnisbringende Verfahren seien. Da man dazu nicht die Totalität der gemachten Funde benötigt, schlägt

er als Therapie einen Vier-Punkte-Aktionsplan des Entsammlens vor (S. 62-65):

1. Einsicht und Akzeptanz des Problems
2. Diskussion („Entsorgungsdebatte“)
3. Archäologische Zielsetzung und Selektionsstrategie
4. Konkrete couragierte Entsorgung.

Mit den Herausforderungen des Entsammlens beschäftigt sich auch Greta Civis in „Magazinmüll? Entsammlen und die Mülltheorie Michael Thompsons“ (S. 187-195). Bis auf wenige Ausnahmen seien archäologische Funde „vergängliche Dinge“ früherer Gesellschaften, die bereits einmal als „Müll“ entsorgt wurden (S. 187-188). Durch die archäologische Arbeit würde dieser einstige Müll in den Status „dauerhafter Dinge“ gehoben und damit zu wertvollen Antiquitäten (S. 189-191). Und hier liegt gemäß der von ihr herangezogenen Mülltheorie Michael Thompsons offenbar genau die Crux des Entsammlens: Diese mit Wert aufgeladenen Dinge können nicht so einfach entsorgt werden. Dazu müssten sie zuerst erneut in die Kategorie des „Vergänglichen“ transferiert werden. Denn nur so können sie zu „konsumierbaren“ („Forschungs- und Dokumentationsprozess“) und sich entwertenden Dingen werden, die schließlich aufgebraucht und damit wieder entsorgt werden können. Wann aber sind die Dinge schon endgültig erforscht? Entsammlen könne – gemäß Grid/Group-Theory – in der sozialen Gruppe der Denkmalpflege am ehesten gelingen, wenn Expertinnen-Kommissionen gegründet werden, die Leitfäden zum idealen Vorgehen entwickeln und denen somit die Deutungshoheit darüber gegeben wird, was entwertet und damit erneut zu entsorgbarem Müll werden kann (S. 192-193).

Was aber tun mit den einmal entsammelten Dingen? Hilfreich scheint hier ein Blick in die Theaterwissenschaften zu sein. ASTRID HACKEL untersucht die „Inszenierung einer archäologisch-ethnologischen Sammlung in der Performance *Isabella's Room*“ (S. 171-186), einem Theaterstück, in dem eine geerbte ethnographisch-archäologische Privatsammlung auf die Bühne gebracht wird (S. 174-175). Der Erbe, Jan Lauwers, findet dabei die ideale Lösung für die unliebsamen Objekte, die er weder behalten, verkaufen noch wegwerfen mag: Auf der Bühne touren die Objekte mit dem Theaterstück von Ort zu Ort, werden bewegt, hin- und hergeschwungen, achtlos gestreift und damit von ihrem musealen Sockel gestoßen und der

Gefahr der Zerstörung ausgesetzt. Hacke resümiert, das Theaterstück zelebriere damit eine „demonstrative Antihaltung gegenüber all denjenigen, die viel zu genau zu wissen meinen, wie mit dem kulturellen Erbe umzugehen ist“ (S. 183).

Auch im abgedruckten, auf einem Tagungsreferat aufbauenden schriftlich geführten Interview von Doreen Mölders mit MANFRED K. H. EGGERT und STEFANIE SAMIDA „Zum historischen Potential des Materiellen“ (S. 197-214) wird das Problem der „Massendinghaltung“ – neben Ansätzen des *Material Turn* und Interdisziplinarität – diskutiert. Als Lösungsansatz schlägt EGGERT eine detaillierte Bestandsaufnahme der Fundmengen in den archäologischen Ämtern vor, um „etwaige Redundanzen historischer Dinge“ erkennen zu können bei gleichzeitiger „Diskussion um den Sinn und Zweck archäologischer Forschung“ (S. 206). Als Redundanzen nennt SAMIDA „dokumentarische Doubletten“ und Artefakte, die in erkenntnistheoretischer Hinsicht wertlos seien. Allerdings könne man nicht ausschließen, dass durch neue Fragen und neue Verknüpfungen unter Befunden und Funden nicht doch noch neue Erkenntnisse entstünden (ebd.). Ihr Vorschlag, sich auf Notgrabungen zu beschränken, um die anfallenden Fundmengen einzudämmen, halte ich für einen Schritt in die richtige Richtung. In einigen Ländern, wie der Schweiz, ist dies allein schon aufgrund der Gesetzgebung gängige Praxis. Platz- und Ressourcenmangel bleibt dennoch ein großes Problem. EGGERT ist sicherlich recht zu geben, dass die „archäologische Selbstreflexion“ die vordringliche Aufgabe und der Schlüssel zur Lösung des Problems ist (S. 208).

Eine kritische Selbstreflexion über gängige archäologische Forschungspraxis vollzieht KATJA RÖSLER in ihrem Aufsatz „Mit den Dingen rechnen. *Kulturen'-Forschung und ihr Geselle Computer*“ (S. 93-110). Eng verbunden mit der „Massendinghaltung“ ist auch die vermeintliche Rettung der archäologischen Praxis durch computergestützte Verfahren. Ohne Zweifel führen diese zur Entlastung von monotonen Handlungen in den sonst kaum zu erfassenden und zu bearbeitenden Fundmengen – dies führt aber auch zu immer größeren Datenmengen, deren Management ebenfalls wieder zum Problem wird. Die Gefahr bestehe auch, so RÖSLER, dass die Ergebnisproduktion dem Rechner überlassen wird und dass Erkenntnisse und Sinnproduktion auf Metaphern anstatt auf den Dingen selbst abgestützt werden. Ähnlich argumentiert SUSANNE GRUNWALD in ihrem Beitrag „Riskante Zwischenschritte. Archäolo-

gische Kartographie in Deutschland zwischen 1879 und 1900“ (S. 111-142). Mit Bruno Latour zeigt sie auf, wie die Zwischenschritte auf dem „Weg vom Ding zum Zeichen“ (S. 111) gerade in der Kartographie allzu leicht unreflektiert bleiben und mit verlustreichen Brüchen verbunden sind. Zwar seien Karten ein wichtiges Hilfsmittel zum Überblicken von riesigen Fundmengen und der Verortung von Fundstellen in Raum und Zeit. Doch die dabei vollzogene Reduktion an Information sei im Fall von archäologischen Kartierungen noch gesteigert, da hier die Ausgangslage ja bereits durch die Erhaltungs- und Überlieferungsbedingungen reduziert sei (S. 114). Wie also ist mit den Dingen als Quellen der Erkenntnis umzugehen? Welche erkenntnistheoretischen Potenziale enthalten diese?

Das epistemologische Pendel scheint sich derzeit einmal mehr zu bewegen, nachdem es vom positivistischen Prozessualismus – die Vergangenheit ist anhand der archäologischen Funde und Fakten zu haben – zum konstruktivistischen Postprozessualismus – nicht *die eine wirkliche Vergangenheit*, sondern *viele* in der Gegenwart konstruierte Vergangenheiten sind zu haben – geschwungen war (vgl. HICKS, 2010; KNAPP, 1996). Im Zuge des *Material Turn* ist zur Beantwortung dieser Fragen heute eine erneute Hinwendung zu phänomenologischen Ansätze des frühen 20. Jahrhunderts feststellbar. Im zweiten Teil des Bandes wird nun diskutiert, inwiefern solche (neo-)phänomenologischen Ansätze und deren interdependentes Verständnis von Mensch-Ding-Beziehungen für die archäologische Forschung erkenntnisbringend sind. Daran entzündeten sich grundlegende Diskussionen über die Handlungs- und Wirkungsmacht von Dingen, über deren objektive Wahrheit und Essenz (positivistische Phänomenologie) und ob angesichts der Subjektivität menschlicher Wahrnehmung (Konstruktivismus) die Vergangenheit anhand archäologischer Funde eher re- oder konstruiert werden kann.

ARNICA KEßLER lotet in ihrem Beitrag die Tragfähigkeit des aus der Wahrnehmungs-Phänomenologie gewonnenen Konzepts „Affordanz“ aus (S. 343-363). Mit „Affordanz“ – englisch „Affordance“, als erstes durch James J. Gibson (1982) formuliert, – ist gemeint, dass Dinge „durch ihre Materialität“ eine Vielzahl von „Angeboten“ aufweisen, die mehr oder weniger konstant und „unabhängig vom Menschen vorhanden [...] einem Ding immanent“ und somit als „Interaktionspotenziale“ zu verstehen sind (S. 346; 347-348). Die „Nutzungsmöglichkeiten“ ließen sich zwar über die materiellen Eigenschaften und die Morphologie eines Dings

erkennen, sie seien aber von der Wahrnehmung des jeweiligen Menschen, dessen Wissen und damit von kulturellen Aspekten abhängig (S. 347; 349). Während Menschen und Dinge Eigenschaften oder Fähigkeiten haben, die zu „Angeboten führen“ – und diese auch gleichzeitig beschränken –, entstehen die „Möglichkeiten“ erst „in der Interaktion“, einem „relationalen Verhältnis“ und sind „nicht den Dingen immanent“ (ebd., Abb. 1). Die Freiräume und Grenzen des Angebotscharakters eines Dings (Affordanz) werden dabei bereits bei der Herstellung desselben und den geförderten Eigenschaften teilweise vorgegeben, wenn auch Dinge ganz anders genutzt werden können als von den Herstellerinnen vorgesehen (S. 350-351). Genau über letzteres, die Aneignung von Dingen, wären meiner Meinung nach Affordanzen eines Objektes indes am direktesten zu untersuchen, weil so unterschiedliche Bedeutungs- und Handlungszusammenhänge aufgezeigt werden können. In diesen Ansätzen werden Dinge und Menschen zwar als zwei voneinander getrennte Entitäten konzeptualisiert, die aber durch Wechselwirkungen erzeugende Interaktionen „eng miteinander verflochten sind“ (S. 345-346).

Um solche „Mensch-Ding-Verflechtungen aus ur- und frühgeschichtlicher Perspektive“ geht es auch im Beitrag von PHILIPP STOCKHAMMER (S. 331-342), in dem er eines der meistzitierten Theoriegebäude des *Material Turn*, die *Akteur-Netzwerk-Theorie* (ANT) von Bruno Latour, für seine eigene Theoriebildung aufgreift und kritisch diskutiert. B. Latour folgend, geht STOCKHAMMER von Wechselwirkungen in Mensch-Ding-Beziehungen (er nennt letztere „Verflechtungen“) aus, schlägt aber vor, anstatt von einer „Handlungsmacht“ („Agency“) der Dinge von deren „Wirkungsmacht“ („Effectancy“) zu sprechen: „Die Dinge handeln, indem sie auf den Menschen wirken. Auf diese Weise entfalten sie ihr Potential“ (S. 336). Die „Wirkungsmacht“ der Dinge sei nicht nur situativ, individuell und sozial verschieden, sondern verändere sich durch taphonomische Prozesse und damit also durch die Materialität der Dinge. STOCKHAMMER nennt dies die „doppelte Wandelbarkeit“ der Dinge (S. 337). Gerade das Verrotten, Erodieren und Zerfallen von Dingen könne Menschen zum Handeln bewegen. Dinge seien damit „Aktanten“ in Mensch-Ding-Verflechtungen (S. 338). Was könnte sein Argument besser unterstreichen als der Konservierungsaufwand von Objekten in der Archäologie? Die ANT, so STOCKHAMMER, vernachlässige, dass Menschen „immer und immer wieder auf strukturell ähnliche Weise handeln“. Gemäß Pierre Bourdieu sind diese sozialen Praktiken auf den *Habitus* zurückzuführen

renden. Diese seien in archäologischen Funden und Befunden leicht zu identifizieren (S. 337). Darauf basierend schlägt er vier primäre dingbezogene Felder vor, in welchen in der Archäologie Erkenntnisse möglich seien:

1. Die Materialität von Artefakten
2. Die Analyse der Kontexte
3. Die Verbreitung von Dingen
4. Die „Macht und Bedeutung“ der Dinge in Relation zum Menschen (S. 332).

Die Spuren an Objekten (Materialität) geben Einblicke in die intentionellen und nicht-intentionellen Praktiken mit Objekten sowie die sich wandelnden Bedeutungen und Funktionen über die Zeit (Objektbiographien) (S. 332-333). Diese seien das Ergebnis von immer wieder neu entstehenden Mensch-Ding-Verflechtungen.

In „*Krüge und Katheder*“ (S. 215-240) nimmt sich MATTHIAS JUNG Texte von drei Vertretern der deutschsprachigen Phänomenologie vor – Georg Simmel, Ernst Bloch und Martin Heidegger –, die in der Philosophie und der philosophisch geprägten Soziologie am Anfang des *Material Turn* standen und fragt, ob sie „für die gegenwärtige Rückbesinnung auf Objektbedeutungen“, dem aktuellen *Material Turn*, fruchtbar sein können (S. 216). Ein Grund für deren geringe Rezeption in der Archäologie bestehe darin, dass sie die Dinge nicht in ihrem alltäglichen Gebrauch, sondern mit „distanzierendem“ (Simmel), „identifizierendem“ (Bloch) oder „kontemplativem“ (Heidegger) Blick betrachten würden, ohne aber „in einem strengen Sinne eine Methode zu ihrer Erschließung“ zu formulieren (S. 232). Hingegen hätten zu Beginn des 20. Jh., als diese Schriften in Europa entstanden, in den USA philosophische Pragmatisten wie Charles S. Peirce die „Bedeutung eines Objektes in der Generalisierung seiner möglichen Praxiseinbettungen“ untersucht und damit die Dinge in der alltäglichen Handlungspraxis betrachtet (S. 233). JUNG empfiehlt den am *Material Turn* interessierten Archäologinnen daher eine eingehendere Beschäftigung mit Letzterem, „weil der pragmatische Fokus auf der methodisch geregelten Erschließung der Bedeutung von Objekten in alltäglichen Gebrauchskontexten liegt“ (S. 234).

Nicht nur bezüglich ihrer Eignung für die Archäologie, sondern auch aus erkenntnistheoretisch „post-modern radikal konstruktivistischer“ (S. 246) Position kritisierend befasst sich THOMAS MEIER mit der Phänomenologie in seinen Beitrag „Dingelesen. (Zu) kurze Anmerkungen zu phänomenologischen Ding-Theorien“ (S. 241-282). Die heu-

tigen Vertreter des *Material Turn* würden munter auf letztere zurückgreifen und dabei deren epistemologisch ignorante, im Positivismus des 19. Jh. verhaftende Überzeugungen wie den cartesianischen Dualismus von Körper und Geist, Denken und Materie, Objekt und Subjekt stillschweigend restaurieren (S. 241; 259). MEIER fragt nach den Argumenten dafür, dass Dinge als prädiskursive Entitäten und damit „von jeder menschlichen Wahrnehmung und Kommunikation“ unabhängig existieren (S. 245-246). Die Neo-Phänomenologen müssten heute, so MEIER, „gegenüber den konstruktivistischen Fragen und Einwänden nachweisen, wie sich eine ontologische Materialität der Dinge [...] noch positiv begründen“ ließe (S. 256). Diese „Begründungsnot“ würde durch zwei Strategien des dogmatischen Abbruchs des Begründungsverfahrens angegangen: indem die „Vorgängigkeit der Dinge eben postuliert“ würde oder mit einer „Flucht in die unmittelbare Evidenz“ – „Ich hau Dir den Kopf auf die Tischplatte, dann merkst Du schon, dass der Tisch wirklich da ist“ (S. 257). Es ist aber nicht das Dasein der Dinge, das MEIER in Frage stellt: etwas als konstruiert zu erweisen, dekonstruiere lediglich den objektiven Wahrheitsanspruch, nicht aber die kulturelle Wirklichkeit oder Wirksamkeit von Dingen – wie etwa Tischplatten –, die sich auch in konstruktivistischer Perspektive nicht dematerialisieren würden. Zweifellos ließen sich „auf solch empirisch-induktiven Wegen Erkenntnisse erzielen“, aber epistemologisch könnten es eben „nur“ Erkenntnisse im und über das Heute sein; objektiv oder historisch“ seien sie „mit Sicherheit nicht“ (S. 260). Aus erkenntnistheoretischer Sicht findet MEIER Ansätze aus der Bedeutungs-, Handlungs- und Kognitionsperspektive überzeugender, um Mensch-Ding-Beziehungen zu untersuchen (S. 263). Die Antwort, wie damit die Kluft zwischen Positivismus und Konstruktivismus überwunden werden könnte, bleibt er schuldig.

In den Ansätzen einer ganzen Reihe von Beiträgen finden sich meiner Meinung nach Antworten auf diese Frage. TATIANA IVLEVA untersucht in ihrem englischsprachigen Beitrag „A Totality of a Thing with Objects. Multifaceted British-made Brooches Abroad“ (S. 365-386) Mensch-Ding/Objekt-Verflechtungen. ‚Ein Ding‘ („a thing“) verweise dabei auf die materielle Essenz und Konstanz des Wahrgenommenen, aber noch Unbekannten und noch nicht diskursiv Festgelegten, auf das „being-in-a-state-prior-to-becoming“ (S. 367). ‚Das Objekt‘ („the object“) hingegen rekurriere auf bereits erfolgte aus Erfahrung und Praxis resultierende Zuschreibungen von Eigenschaften

und Bedeutungen, die aber fluid, dynamisch, instabil und situativ sind. Die essentielle ‚Dinghaftigkeit‘ („Thingliness“) stünde in einem dualitären Verhältnis zur facettenreichen ‚Objekthaftigkeit‘ („Objectness“) (S. 365). Dieses konstitutive Verhältnis, die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Dinghaftigkeit und Objekthaftigkeit, versteht sie als innere und sich zwischen dem sozialen Menschen und dem Ding/Objekt vollziehende Beziehung als äussere ‚Verflechtung‘ („Entanglement“) (S. 368). Während das menschliche Leben ohne Gegenstände undenkbar und damit von ihnen abhängig sei, seien diese wiederum auf den Menschen angewiesen, um ihre dinghafte Existenz zu überwinden und Objekte zu werden. IVLEVA folgt einigen dieser Verflechtungen am Beispiel von Fibeln aus dem römischen Britannien (S. 370-380). Sie zeigt, wie diese auf ihren Wegen („Itineraries“) jenseits ihrer Herstellungsorte mit immer neuen Narrativen, also Bedeutungen, versehen und in neue Praktiken eingebunden wurden, die sich damit – stets nachhallend – überlagerten. In ihrer Dinghaftigkeit konstant werden so nicht nur Fibeln als Dinge mobil, sondern auch deren Besitzer und deren Narrative.

Während die meisten Beiträge Mensch-Ding-Verhältnisse als relationale Beziehungen konzeptualisieren, geht STEFAN SCHREIBER mit Donna Haraways Figur des „Cyborg“ (S. 310; 315-316) einen Schritt weiter, indem er die vermeintlich klaren Grenzen zwischen Mensch, Tier und Ding hinterfragt. Sein Beitragstitel „Die Figur der Cyborgs in der Vergangenheit. Posthumanismus oder eine neue sozial(er) Archäologie?“ (S. 309-330) weist bereits darauf hin, dass er die Grenzziehung zwischen „materiellen Dingen, tierischen AkteurInnen und menschlichen Subjekten“ (S. 317) als diskursives Konstrukt der humanistischen Moderne versteht. Die unscharfe Grenze zwischen Mensch und Tier zeige sich beispielsweise anhand der Mensch-Tier-Mischwesen in künstlerischen (prähistorischen) Ausdrucksformen sowie der Frage nach der Entstehung des Menschen in der Hominiden-Forschung (S. 318). Auch die Xenotransplantation sowie unseren von Tieren, Pflanzen und Bakterien abhängigen Metabolismus (INGOLD, 2011) könnte man ins Feld führen. Bjørnar Olsen folgend, bestehe auch eine ontologische Verbindung zwischen Menschsein und Technologie und damit auch zwischen Mensch und Ding (S. 318). Bereits Kleidung, Körperschmuck wie Tätowierungen, Implantate oder Prothesen machten uns zu „hybriden Mischwesen“, Cyborgs, irgendwo zwischen Menschen und Dingen. Dinge und Tiere würden vermenschlicht und Tiere und

Menschen (oder deren Körperteile) verdinglicht. Eine unscharfe Grenze bestünde auch zwischen materieller und imaginierter Welt. Zwar würden die „materiellen Quellen“ aus der Vergangenheit in unsere Zeit ragen, wir träten aber in eine Beziehung zu ihnen, die nicht losgelöst von unseren heutigen Interessen, der Politik und den Fragen unserer Zeit ist. Genauso wie wir die Entitäten, die wir untersuchen, konstruierten – was gerade die Figur des Cyborgs verdeutliche – konstruieren wir auch Narrative über die Vergangenheit.

Auch KERSTIN P. HOFMANN kritisiert die empirische, positivistische, essentialistische Haltung in phänomenologisch beeinflussten Ansätzen, welche Dinge als Teil der objektiven Außenwelt und archäologische (Be-)Funde quasi als „Zeitmaschine“ begreifen würden. Dinge als historische Quellen bedürften einer *Revision*, wie bereits der Titel ihres Beitrags verdeutlicht (S. 283-308). „Dinge“ versteht sie statt dessen als „kulturell konstruierte, im Rahmen von Handlungen wahrnehmbare Entitäten“, die auf „ihre physische Erscheinungsform, ihre Materialität, Dreidimensionalität und physische Präsenz“ zurückzuführen seien (S. 285). Damit sei die Vergangenheit eben nicht durch (Be-)Funde als „empirisch gegebene Evidenz“ verfügbar, sondern eine auf der „Basis von Dingen“ aufgebaute „methodische und begriffliche Konstruktion“ (S. 291). Die Materialität der Dinge sei mit Spuren gleichzusetzen, die zwar zu uns in die Gegenwart ragten, aber zuerst von uns identifiziert und kreativ interpretiert werden müssten. Denn die „Qualitäten eines Dings erfahren und erzeugen wir nur durch Handeln in einer Umgebung, in der Dinge und Menschen eingebettet sind“ (S. 290). Der Soziologe Lars Frers spricht dabei von „Wahrnehmungshandeln“. Die Wahrnehmung von Materialität sei stets individuell, produziert, situativ und würde daher kontinuierlich modifiziert (S. 290). Da die Dinge somit multiple Bedeutungen und multimodalen Charakter hätten (S. 293), sei das gemeinsame In-der-Welt-Sein von Menschen und Dingen als Ansammlung von Geschichten zu verstehen (S. 289). Der „Begriff der ‚Quelle‘“ sei für archäologische Funde und Befunde deshalb unangebracht (S. 287). Den vielen von den Dingen durchlaufenen Transformationen sowie deren „Verstricktsein in zahlreiche Geschichten“ werde man damit nicht gerecht (S. 289). HOFMANN schlägt vor, sich anhand der Fragen „Wozu“ (Handlungs- und Sinnkonstruktionen), „Aus was“ (Material, *Chaîne/Web Opératoire*, Austausch etc.), „Größe“ und „Alter“ (Herstellungszeit, Laufzeit, Beständigkeit etc.) den Dingen als Geschichten zu nähern (S. 290-294). Dabei seien nicht nur jene re-

levant, die wir als vergangene (re-)konstruieren, sondern auch die gegenwärtigen (S. 295).

In ähnliche Richtung geht SABINE RIECKHOFFS Beitrag „Ist das Archäologie oder kann das weg? Zur Konvergenz von Archäologie und Kunst“ (S. 143-170). Beide Disziplinen könnten als „gleichberechtigte, einander überschneidende Symbolsysteme“ zur „Erfassung und Erkundung der Welt“ verstanden werden (S. 149-158). Die „Motive der Künstler, die Thesen der Kunsthistoriker und Archäologen sowie die Schlüsselrolle der Dinge“ zeigen formale und inhaltliche „Berührungen, Überscheidungen und Übereinstimmungen“ (S. 158). Konvergenzen seien dabei primär zwischen der heutigen Archäologie und der *Concept Art* festzustellen. Beim künstlerischen seriellen Reproduzieren wie dem quantitativen archäologischen Auswerten drohe das Individuelle und dessen Geschichte vernachlässigt zu werden. Gleichzeitig würden erklärende Worte vor der Wirkung der Dinge bevorzugt. Joseph Heinrich Beuys hätte bereits – lange vor dem *Material Turn* – gezeigt, dass Dinge reagieren (chemische Prozesse) und „agieren“, indem sie Denkprozesse auslösen. Diese verstand er als in den Dingen abgelagerte Zeitschichten, durch welche die Dinge „erzählen“. Dinge würden eine „ambivalente Erfahrung vermitteln, die zugleich real und symbolisch, physikalisch und poetisch“ ist. Sie würden jenseits ihrer „physikalischen Präsenz, die wir sehen und Berühren können“, ein „Eigenleben“ führen (S. 159-160). Während weithin akzeptiert sei, dass jeder ein Kunstwerk anders erfährt und interpretiert, ist eine entsprechende Haltung in der Archäologie noch weitgehend unakzeptiert. Doch, Kurt K. R. Hübner folgend, würden Kulturwissenschaften auf „Theorien in axiomatischer Form“ aufbauen, die also nicht direkt erfahrbar sind. Daher könne die (re-)konstruierte Vergangenheit „nicht ‚wahrer‘ und ‚objektiver‘“ sein, als die vielen künstlerischen Zugriffe auf die Welt (S. 147). Weder „Kunstwerke noch wissenschaftliche Theorien“, so RIECKHOFF, könnten an „einer vom Menschen unabhängigen Wirklichkeit oder Wahrheit gemessen werden“, sondern nur an bereits vorhandenen Formen des Denkens, der Wahrheit, der Rationalität und der Wirklichkeit (S. 148). Dinge seien zwar real, hätten aber einen fragmentarischen, vieldeutigen (Polysemie) und kontingenten Charakter. Diesen ernst zu nehmen bedeute, die Objekte ihre eigenen Geschichten erzählen zu lassen, die allerdings nicht einfach so zu haben sind, sondern sich aus immer neuen Mensch-Ding-Beziehungen ergeben (S. 163).

Eine der größten Stärken des Sammelbandes liegt m. E. darin, dass die Beiträge die praktische Relevanz theoretischer Diskussionen aufzuzeigen versuchen: Es wird deutlich, wie interdependent Erkenntnistheorie und archäologische Forschungs- und Sammlungspraxis sind (siehe HAHN, BERNBECK). So ist die sogenannte „Massendinghaltung“ nicht nur ein ökonomisch-arbeits-technisches, sondern auch ein wissenschaftliches Problem. Dank der Interdisziplinarität der Beiträge lässt sich letzteres anthropologisch, soziologisch, sozialpsychologisch, archäologisch und historisch verorten: Sammeln – das Zusammen-tragen von Dingen – ist eine Konstante menschlichen Handelns. Die heutige wissenschaftliche Sammlungspraxis kann als eine gesteigerte Form des Sammelns, als längerfristige Akkumulation ohne Konsumabsicht verstanden werden (siehe HAHN, BERNBECK, CIVIS): Dinge werden unveränderlich, scheinbar ohne absehbaren zeitlichen Endpunkt aufbewahrt, ihre Materialität konserviert und damit dem Zerfall entzogen (siehe STOCKHAMMER). Durch die konkreten Beispiele in den mit viel Selbstironie, aber auch Selbstreflexivität geschriebenen Beiträgen wird deutlich, dass die archäologische „Massendinghaltung“ viel eher eine historisch gewachsene Praxis als ein auf lange Sicht ausgelegtes Konzept darstellt. Deutlich kommt durch die Beiträge auch heraus, dass die Beziehungen zwischen Sammelnden und Sammlungen nicht einseitig, sondern wechselseitig sind, denn: Sammeln wird schnell zum zwanghaften Horten, widerspruchsfreies Ordnen und verlustfreies Bewahren zu einem unlösbaren Problem, die absolute Vervollständigung der Sammlungen zum unerreichbaren Ziel. In der Archäologie – so wird absichtlich überzeichnet dargestellt – wird das Sammeln zum gesellschaftlich legitimierten Exzess, die Sammellust bald zur Sammellast.

Interessant ist, dass die Autoren der Beiträge die Gründe dafür weniger im gesetzlich verankerten Schutz von Kulturgütern sehen, sondern primär im nach wie vor dominierenden positivistischen Wissenschaftsverständnis der Disziplin. Entsprechend wird vor allem eine stärkere Selbstreflexivität gefordert. Auch wenn die Feststellung, dass das Problem der überquellenden Sammlungen nicht rein praktisch zu lösen ist, sicherlich zutrifft, so sind gerade die weitgehend fehlenden Stimmen aus der Praxis das größte Versäumnis des vorliegenden Sammelbandes. Abgesehen von MÖLDERS einleitendem Text stammt kein einziger Beitrag von einer sammlungsverantwortlichen Person. Der Sammelband ist demnach als Plädoyer dafür zu verstehen, dass vor jedem

konkreten Aktionsplan bezüglich überquellender Sammlungen eine Diskussion über das Erkenntnispotential von archäologischen (Be-)Funden, Sammlungsobjekten und Dingen im Allgemeinen zu führen ist. Und gerade dazu leistet der Sammelband meiner Meinung nach wertvolle Denkarbeit. Durch die mehrfach herangezogene konstruktivistische Kritik am archäologischen Positivismus wird deutlich: ‚Artefakte‘ sind kaum objektiv beobachtbare Evidenzen, da keine wert- und bedeutungsfreie Wahrnehmung derselben möglich ist (siehe HOFMANN, IVLEVA, MEIER, SCHREIBER, GRUNWALD). Auf die eingangs formulierten Fragen bezogen, erlauben sie also – so auch die einhellige Meinung unter den Autorinnen – keinen ungestörten Blick in die Vergangenheit jenseits subjektiver Perspektiven. So wichtig diese Erkenntnis ist, so schießt sie meiner Meinung nach aber dort über das Ziel hinaus, wo den (Be-)Funden und den darauf basierenden empirischen Forschungsergebnissen im Sinne von *anything goes* jegliche historische Aussagequalität abgesprochen wird (siehe dazu MEIER, S. 259-260; FAHLANDER, 2012). Das zeigen besonders jene Beiträge, welche Mensch-Ding-Beziehungen nicht ein-, sondern wechselseitig konzeptualisieren oder die klare Trennung zwischen Menschen und Dingen ganz aufheben. Denn das hat auch erkenntnistheoretische Konsequenzen. So argumentieren mehrere Autorinnen zurecht, dass die „Artefakte“ durch ihr materielles Dasein aus der Vergangenheit in unsere Zeit ragen und die Materialität dieser Dinge mit Spuren aus ersterer gleichzusetzen ist (siehe HOFMAN, IVLEVA, KESSLER, SCHREIBER, STOCKHAMMER, RIECKHOFF; vgl. KNAPP, 1996). Genauso wie sich die Materialität der Dinge ständig wandelt, so wandelt sich auch deren Affordanz und ihre Wirkungsmacht. Dabei verändert sich auch die Art und Weise, wie wir Dinge wahrnehmen und interpretieren, was uns immer wieder zu neuen Denkprozessen anregt. Diese Prozesse, und damit die archäologischen Interpretationen, ihre Bilder, Narrative und Sinnkonstruktionen, sind immer gegenwartsgebunden – aber eben nicht losgelöst von den archäologischen und damit von den historischen Dingen (vgl. HICKS, 2010, 96, 98). Die meisten dieser Beiträge beziehen sich auf Konzepte wie „Objektbiographien“, „Itineraries“ und „Trajectories“, also auf das Verflochtensein der Dinge in zahlreiche vergangene und gegenwärtige Geschichten. Scharfe Grenzen zwischen Gegenwart und Vergangenheit sind auch hier nicht zu erkennen. Die Perspektive dieser Mittelposition zwischen radikalem Konstruktivismus und Positivismus ist entscheidend, denn:

Wer (Be-)Funde unkritisch als Zeitreisevehikel versteht, übersieht dabei die Projektion aktueller Perspektiven auf die Vergangenheit; wer die auf (Be-)Funden basierenden Erkenntnisse ausschließlich als heutige Konstruktionen versteht, findet kein argumentatives Mittel gegen eine – beispielsweise politische – Instrumentalisierung der Archäologie (FAHLANDER, 2014). Wie auch in der aktuellen öffentlichen Diskussion um „Wahrheit“ ist es eminent wichtig auszuloten, was wir als Basis unserer Aussagen akzeptieren und was nicht (KNAPP, 1996, 148). Der Wirklichkeits- und Wahrheitsgehalt archäologischen Arbeitens ist damit nicht an einem objektiven Fixpunkt zu messen, sondern an den ausgehandelten und damit breit akzeptierten Formen des wissenschaftlichen Arbeitens (siehe RIECKHOFF; vgl. HAHN, 2015, 209). Mit diesen Erkenntnissen leistet der Sammelband eine wichtige Diskussionsgrundlage für die zukünftige Ausrichtung der Archäologie und zeigt gleichzeitig deren über die Disziplin hinausgehende Potenzial auf, das gerade in der Beschäftigung mit den Mensch-Ding-Beziehungen liegt. Dass letztere dank des *Material Turn* nicht nur wieder vermehrt ins Blickfeld der Geisteswissenschaften gerückt sind, sondern auch als wechselseitiges Verhältnis gedacht werden, führt m. E. zur Stärkung der erkenntnistheoretischen Mittelposition in der (Re-)Konstruktionsdebatte – und uns damit möglicherweise auch über den Relativismus der Post-Paradigmen hinaus.

Vor diesem Hintergrund halte ich die Einschätzung, dass die Erkenntnismöglichkeiten in der Archäologie aufgrund des fragmentarischen, kontingenten und mehrdeutigen Charakters der Funde gegenüber anderen Kulturwissenschaften „defizitär“ sind, eindeutig für zu pessimistisch (siehe EGGERT, 209-211). Die Argumentation scheint aus einem positivistischen Wissenschaftsverständnis heraus zu erfolgen. Abgesehen davon haben alle historischen Wissenschaften mit einer lückenhaften Quellenlage umzugehen. Selbst Soziologinnen und Ethnologinnen sind nicht in der Lage, alle unterschiedlichen Perspektiven, Praktiken und Bedeutungszusammenhänge einer sozialen Gruppe zu erfassen, und auch sie haben mit subjektiven Forscherinnenperspektiven umzugehen (HAHN, 2015, 208; FAHLANDER, 2004, 205). Sogar unsere Wahrnehmung der Welt ist selektiv, und unsere Erinnerungen sind fragmentarisch, wie die Gedächtnisforschung und die *Oral History* gezeigt haben (WELZER, 2003; JUREIT, 1997; HEITZ/SCHÜEP, 2011, 13-23, 42-46). Eine ganze, einzige und allein gültige Wahrheit ist demnach in keiner Kulturwissenschaft zu haben. Wenn es in Zukunft darum



gehen wird, welche Dinge in den Depots bleiben können und welche nicht, haben diese Erkenntnisse eine praktische Relevanz: Einerseits entlasten sie die Archäologie von unerfüllbaren Ganzheitsansprüchen – und damit auch von der Massendinghaltung –, ohne aber den Sammlungen ihre Bedeutsamkeit abzuspriechen; andererseits wird deutlich, dass kein Weg an erkenntnistheoretischen Diskussionen vorbei führt, sollte er denn von der Massendinghaltung weggeführt werden. Schlussendlich liefert dieser theorielastige Band aber auch für Pragmatikerinnen einige Ansatzpunkte. Erfrischend sind die konkreten Rezepte, die gegen die grassierende „Massendinghaltung“ verschrieben werden: Die Diskussion über die zukünftige Ausrichtung der Archäologie, die Beschränkung auf Rettungsgrabungen, die Einsetzung von Entsammlungsexpertinnen, die Suche nach allfälligen Redundanzen in Sammlungen, die Identifikation kontext- und damit geschichtsarmer Funde und die Ermutigung zum couragierten Entsammlen, dem Entsorgen oder Übergeben von Funden an – beispielsweise – die Kunst!

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Bradner, E. (23.1.2017). Conway: Trump White House offered 'alternative facts' on crowd size. <http://edition.cnn.com/2017/01/22/politics/kellyanne-conway-alternative-facts/index.html> [5.2.2017].

<sup>2</sup> Eher politisch als wissenschaftlich motiviert ist der Artikel des in Yale promovierten Philosophen Jay Ogilvy, der heute für den US-amerikanischen Informationsdienst Stratfor arbeitet, Jay Ogilvy (o. D.). <https://www.stratfor.com/content/jay-ogilvy> [5.2.2017].

<sup>3</sup> Tagungsübersicht der Theorie-AG/AG Tida (o. D.). <http://www.theorieag.de/tagungen/tagungsübersicht-der-theorie-agag-tida/> [5.2.2017].

## Literatur

Fahlander, F. (2004). Archaeology and Anthropology: Brothers in Arms? On Analogies in 21<sup>st</sup>-century Archaeology. In F. Fahlander & T. Oestigaard (eds.), *Material Culture and Other Things. Post-disciplinary Studies in the 21<sup>st</sup> Century* (GOTARC, Serie C 61) (p. 185-212). Gothenburg: University of Gothenburg, Department of Archaeology.

Fahlander, F. (2012). Are we there yet? Archaeology and the Postmodern in the new Millennium. *Current Swedish Archaeology*, 20, 109-129.

Fahlander, F. (2014). Postmodern Archaeologies. In A. Gardner, M. Lake, & U. Sommer (eds.), *The Oxford Handbook of Archaeological Theory*. Oxford: Oxford University Press. doi: 10.1093/oxfordhb/9780199567942.001.0001

Geismar, H., Miller, D., Kuchler, S., Rowlands, M., & Drazin, A. (2014). Material Culture Studies. In S. Samida, M. K. H. Eggert & H. P. Hahn (Hrsg.), *Handbuch Materielle Kultur* (S. 309-315). Stuttgart & Weimar: Verlag J. B. Metzler.

Jureit, U. (1997). Authentische und konstruierte Erinnerungen: Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen. *Werkstatt Geschichte* 18, 91-101.

Hahn, H. P. (2015). Wie Archive das Denken beeinflussen: Über Materialsammlungen, fragmentierte Objektinformationen und die Erzeugung von Sinn im musealen Kontext. *Archäologische Informationen* 38, 203-212.

Hicks, D. (2010). The Material-Cultural Turn: Event and Effect. In D. Hicks & M. C. Beaudry (eds.), *The Oxford Handbook of Material Culture Studies* (S. 25-99). Oxford: Oxford University Press.

Keyes, R. (2004). *The Post-Truth Area: Dishonesty and Deception in Contemporary Life*. New York, NY: St. Martins Press.

Knapp, A. B. (1996). Archaeology Without Gravity: Postmodernism and the Past. *Journal of Archaeological Methods and Theory* 3 (2), 127-158.

Krischok, H. (2016). *Der rechtliche Schutz des Wertes archäologischer Kulturgüter*. Göttingen: V&R unipress GmbH.

Ogilvy, J. (2.2.2017). *Alternative Facts in a Post-Truth World?* <http://www.forbes.com/sites/stratfor/2017/02/02/alternative-facts-in-a-post-truth-world/#46a5cb5f6d60> [5.2.2017].

Pörksen, B. (15.12.2016). Die postfaktische Universität. *Die Zeit* 52/2016. <http://www.zeit.de/2016/52/wissenschaft-postfaktisch-rationalitaet-ohnmacht-universitaeten> [5.2.2017].

Schlokmann, B. (2014). Mittelalterarchäologie/ Archäologie des Mittelalters. In S. Samida, M. K. H. Eggert & H. P. Hahn (Hrsg.), *Handbuch Materielle Kultur* (S. 316-320). Stuttgart & Weimar: Verlag J. B. Metzler.

Veit, U. (2014). Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie. In S. Samida, M. K. H. Eggert & H. P. Hahn (Hrsg.), *Handbuch Materielle Kultur* (S. 350-359). Stuttgart & Weimar: Verlag J. B. Metzler.

Caroline Heitz

Welzer, H. (2003). Was ist autobiographische Wahrheit? Anmerkungen aus der Sicht der Erinnerungsforschung. In K.-J. Bruder (Hrsg.), „Die Biographische Wahrheit ist nicht zu haben“: Psychoanalyse und Biographieforschung (S. 185-200). Giessen: Psychosozial-Verlag.

Zimmermann, O. & Geißler, T. (Hrsg.) (2016). *Altes Zeug: Beiträge zur Diskussion zum nachhaltigen Kulturgutschutz* (Politik & Kultur 14). Berlin: Deutscher Kulturrat.

Lic. Phil. Caroline Heitz  
Universität Bern  
Institut für Archäologische Wissenschaften  
Abteilung Prähistorische Archäologie  
Muesmattstrasse 27  
CH-3012 Bern  
Caroline.Heitz@iaw.unibe.ch

[http://www.iaw.unibe.ch/ueber\\_uns/arp\\_amp\\_pa\\_personen/lic\\_phil\\_heitz\\_caroline/index\\_ger.html](http://www.iaw.unibe.ch/ueber_uns/arp_amp_pa_personen/lic_phil_heitz_caroline/index_ger.html)  
<https://unibe-ch.academia.edu/CarolineHeitz>

<http://orcid.org/0000-0001-7188-6775>